

# ONLY A SECOND NIGHT

DENVER BLIZZARDS

BUCH EINS

STEPH CASTELYNO

# IMPRESSUM

1. Auflage 2026

Copyright © Steph Castelyno

Lektorat: Jil Aimée Bayer (@wortgezaubert)

Korrektorat: Tina Hörnicke (@tinastraumtexterei)

Covergestaltung: Irene Pöttler (@zitronenzart\_buchdesign)

Covermotive: © Julija/stock.adobe.com, © josepperianes, © Svetlana, © David

Buchsatzmotive: © Tetiana Garkusha/istockphoto.com,

© Olga Ubirailo, © Vitalii Barida, © YuliaBulgakova,

© danang setyo nugroho, © ByM

Vertrieb: Autaria - ein Service der Neopubli GmbH, Köpenicker Str. 154 a,  
10997 Berlin

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

produktsicherheit@autaria.de

Druck: Scandinavian Book, Neustadt a. d. Aisch

ISBN: 978-3-8234-0048-6



## Impressum:

Steph Castelyno c/o WirFindenEs, Nass und Hellie GbR

Kirchgasse 19, 65817 Eppstein

kontakt@stephcastelyno.com

Instagram: @castelyno.autorin

Registrierung für Newsletter unter: [www.stephcastelyno.com](http://www.stephcastelyno.com)



Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwertung, einschließlich automatisierter Analyse, ist nur mit schriftlicher Genehmigung der Autorin zulässig.

Personen und Handlung sind frei erfunden, etwaige Ähnlichkeiten mit real existierenden Menschen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Markennamen sowie Warenzeichen, die in diesem Roman verwendet werden, sind Eigentum ihrer rechtmäßigen Eigentümer.

# VORWORT

Liebe Lesende,

dieser Roman enthält Textpassagen in einem deutschen Dialekt. Für alle Nichtmuttersprachler:innen findet sich eine Übersetzung am Ende des Buches.

Darüber hinaus werden Themen angesprochen, die für manche Leser:innen emotional belastend sein können. Eine Themenübersicht dazu, die Spoiler enthält, findet ihr am Romanende. Bitte entscheidet selbst, ob ihr diese Content Note lest. Geht während des Lesens immer achtsam mit euch um.

Sollte euch der ein oder andere Eishockey-Begriff unbekannt sein, findet ihr auf meiner Homepage ein kleines Eishockey-Lexikon unter [www.stephcastelyno.com](http://www.stephcastelyno.com).

Und jetzt wünsche ich euch viel Spaß beim Lesen.

Eure Steph

*Für N.,  
in ewiger Liebe und Dankbarkeit –  
und für alle,  
deren Irgendwann jetzt ist.*

# PLAYLIST



Maschin – Bilderbuch  
Lets Go Home Together – Ella Henderson  
Higher – Kelson  
Mr. Brightside – The Killers  
God Needs The Devil – Jonah Kagen  
Whatever It Takes – Imagine Dragons  
Be Still – The Fray  
My Songs Know What You Did In The Dark – Fall Out Boy  
Kings And Queens – Thirty Seconds To Mars  
Shake It Out – Florence + The Machine  
The Pretender – Foo Fighters  
CASTLE OF GLASS – Linkin Park  
Electric Love – BØRNS  
Colorado – Milky Chance  
Free & Lonely – X Ambassadors  
Do I Wanna Know? – Arctic Monkeys  
Walking The Wire – Imagine Dragons  
Breathe Me – Sia  
From the Ground Up – Dan + Shay  
Shut Up and Dance – WALK THE MOON  
Vertigo – U2  
You'll Never Walk Alone – Gerry & The Pacemakers



# PROLOG

(THERESA)



September 2011

*Berechnen Sie die relativistische Masse  $m$  und die kinetische Energie (in GeV) eines solchen Kohlenstoffions.*

Ich starre auf die Physik-Aufgabe und versuche, mich an die entsprechende Formel zu erinnern. Doch sie will mir nicht einfallen. Verdammt! Ich bin heute mit meinen Gedanken ganz woanders. Seufzend lasse ich meinen Kopf auf die dunkelbraune Platte meines Schreibtischs sinken und schließe die Augen.

*Du musst lernen. Wenn das mit dem Studium klappen soll, brauchst du einen Abiturschnitt von 1,2 oder besser,* ermahne ich mich selbst.

Das letzte Schuljahr hat zwar gerade erst angefangen, aber ich kann mir keinen einzigen Patzer erlauben, wenn ich mein Ziel erreichen will.

Ein stürmisches Klopfen an der Tür reißt mich aus meinen Gedanken. »Tessa, kann ich reinkommen?« Leons Stimme klingt so hoffnungsvoll, dass ich es nicht übers Herz bringe, ihn wieder wegzuschicken. Ich kann mich eh nicht konzentrieren.

»Komm rein, mein Kleiner!«, rufe ich daher und richte mich auf. Dabei streiche ich mir meine schwarzen Haare hinters Ohr. An den Schnitt habe ich mich immer noch nicht gewöhnt. Bis letzte Woche gingen mir meine Haare fast bis zum Po, jetzt sind sie nur noch kinnlang. Ich grinse, wenn ich an den Blick meiner Mutter denke, als sie mich zum ersten Mal mit der neuen Frisur gesehen hat. Zumindest habe ich ihr eine Reaktion entlockt, auch wenn es pures Entsetzen war.

Mit Schwung drehe ich mich auf meinem Bürostuhl zu meinem Bruder um. Leon stürmt regelrecht in meine ausgestreckten Arme. Ich drücke ihn fest an mich und strubble dann durch seine noch nassen Haare, die dieselbe Farbe wie meine haben.

»Hattest du heute Eishockeytraining?«, frage ich, obwohl ich es weiß. Er nickt eifrig und löst sich aus meiner Umarmung. Ich lasse ihn nur ungern los. Er wird so schnell groß und ich weiß nicht, wie lange er noch mit seiner großen Schwester kuscheln will.

»Mein Trainer hat gesagt, dass ich heute der Beste war. Außerdem meinte er, ich würde mal in der Eneitschel spielen, wenn ich so weitermache. Was ist die Eneitschel, Tessa?« Leon sieht mich mit seinen großen blassblauen Augen erwartungsvoll an und ich muss schmunzeln.

»Er meinte die NHL. Das ist ein englisches Wort und steht für die National Hockey League. Das ist die Eishockey-Profiligen in Nordamerika und die beste Eishockeyliga der Welt.«

»Du bist wie Google. Du weißt wirklich alles und ich kann dich immer fragen.« Ich zucke kurz zusammen. Wenn Leon wüsste, dass ich an einer einfachen Physik-Formel scheitere, würde er mich vermutlich anders ansehen. Und nicht mit

einem strahlenden Lächeln, das seine riesige Zahnlücke entblößt.

»Ich wünschte, ich wäre Google«, sage ich zu ihm. »Denn dann wüsste ich, wie ich Mama und Papa erklären kann, dass ich keine Ausbildung mache, sondern Medizin studieren werde.«

Leon klettert wieder auf meinen Schoß und schlingt seine kurzen Arme um meinen Hals. »Ich habe nichts verraten, Tessa.«

»Ich weiß, mein Kleiner. Hättest du es verraten, wäre hier längst die Hölle los. Außerdem weiß ich, dass du der beste Geheimnisbewahrer aller Zeiten bist.« Ich gebe ihm einen Kuss auf seinen Scheitel und Leon kuschelt sich noch dichter an mich.

»Warum dürfen Mädchen kein Medizin studieren? Das will ich wissen.«

»Ich dachte, deine Das-will-ich-wissen-Phase ist vorbei«, necke ich ihn. »Natürlich dürfen Mädchen Medizin studieren. Sie können heute alles werden, was sie wollen. Aber ganz früher war das anders und manche Leute denken noch wie damals. Leider gehören unsere Eltern zu dieser Sorte Menschen.«

»Ich werde einem Mädchen nie sagen, dass es etwas nicht werden darf«, sagt Leon stolz.

»Das will ich dir auch geraten haben, sonst muss ich dich leider so lange kitzeln, bis du alles zurücknimmst.« Während ich das sage, grabe ich meine Finger an die Stelle an seinem Bauch, von der ich weiß, wie kitzelig er dort ist. Leon kichert und krümmt sich unter meiner Berührung.

»Leon! Theresa! Kommt ihr zum Abendbrot?« Die Stimme meiner Mutter hallt durch das Treppenhaus. Ich

seufze und auch Leons Körperhaltung verändert sich. Er wird steif.

»Wann willst du es ihnen denn sagen?«, fragt er mich schließlich vorsichtig.

»Am liebsten nie«, murmele ich, während ich ihn huckepack nehme. »Los geht's. Du musst groß und stark werden, wenn du ein NHL-Profi werden willst.«

Er reißt seine Hand in Siegerpose nach oben.

»Ich werde bestimmt ein Profi.« Wir verlassen mein Zimmer und ich halte mich am Treppengeländer fest, um mit ihm zusammen nicht zu stürzen. »Verdient man da viel Geld?«

Seine Frage überrascht mich. »Wie kommst du denn jetzt darauf?«

Er antwortet nicht; stattdessen hakt er noch einmal nach: »Bekomme ich dann viel Geld? Das ist wichtig.«

»Ja, ich glaube, da verdient man ganz ordentlich«, erwidere ich nach einem kurzen Moment der Verwunderung.

»Das ist gut. Ich werde mich richtig anstrengen und NHL-Profi werden. Dann kann ich dir dein Medizinstudium bezahlen.« Leon klingt zufrieden.

Mit einem Mal wird mir ganz warm und mein Herz quillt vor Liebe für diesen kleinen Menschen über. Dass er sich mit seinen fünf Jahren darüber schon Gedanken macht. Ich blinzele die aufsteigenden Tränen weg.

»Ich hab dich so lieb, mein Kleiner.« Leon ist der Grund, weshalb ich noch hier bin. Er und das liebe Geld. Ansonsten wäre ich längst ausgezogen. Ich schaffe es nicht, ihm zu sagen, dass ich längst fertig sein möchte, bis er Profi ist.

»Ich dich auch. Wirst du dann meine Ärztin? Wenn du fertig bist, meine ich?« Die Frage hängt noch in der Luft, als

uns das Geräusch eines zersplitternden Tellers zusammenzucken lässt. Langsam gehe ich die letzten Stufen der Treppe runter. Die Angst kriecht eisig durch meine Adern. Ich beiße auf meine Lippe, um nicht durchzudrehen. *Scheiße! Sie hat es gehört.* Es ist der falsche Zeitpunkt. Wobei es den richtigen Zeitpunkt nie geben wird.

Als ich das Podest erreiche und mich in Richtung der Küche drehe, sehe ich sie. Meine Mutter steht mit hochrotem Kopf im Türrahmen. Vor ihr liegen weiße Porzellanscherben. In einer Hand baumelt ein zerschlissenes Geschirrhandtuch. Der Blick aus den hellblauen Augen, die wir von ihr geerbt haben, lässt mich wieder einen Schritt zurückgehen.

»Es tut mir leid. Ich wollte dich nicht verraten.« Leon drückt sein Gesicht an meinen Hals und schluchzt leise.

»Ist schon gut. Es ist nicht deine Schuld. Ich hätte es ihnen sowieso irgendwann erzählen müssen«, flüstere ich ihm leise zu. Nicht leise genug. Die Stimme meiner Mutter ist schrill, als sie mich anschreit.

»Wann wolltest du uns was genau erzählen?« Sie ist so laut, dass im Wohnzimmer der Fernseher ausgeht und die schlurfenden Schritte meines Vaters ertönen. Er ist ein großer Mann, der sich ducken muss, als er durch den Türrahmen geht. Aufrecht baut er sich links neben meiner Mutter auf.

»Vielleicht gehst du lieber in dein Zimmer, mein Schatz«, sage ich zu Leon und lasse ihn an meinem Rücken herabgleiten. Sein verweinter Blick trifft meinen und ich lächele ihm ermutigend zu, obwohl mir innerlich ebenso nach Weinen ist und ich schreien könnte. Er nimmt zwei Stufen auf einmal und rennt wieder hoch in sein Zimmer. Es ist nicht das erste Mal, dass ich eine Auseinandersetzung mit meinen Eltern

habe. Wenn es nicht so viele optische Ähnlichkeiten zwischen uns gäbe, müsste ich glauben, bei der Geburt verwechselt worden zu sein.

»Was ist hier los?« Die Stimme meines Vaters dröhnt im Treppenhaus. Ich hoffe, Leon macht sich Musik an, sonst hört er alles.

»Sie will Medizin studieren.« Noch schlimmer als der empörte Ausdruck im Gesicht meiner Mutter ist das folgende Gelächter meines Vaters.

»Sie will bitte was? Habe ich richtig gehört?« Meine Mutter nickt bloß und er lacht noch einmal trocken.

Ich kann den Moment sehen, in dem ihn die Erkenntnis trifft, dass es kein schlechter Witz meiner Mutter ist. Sein Gesicht verzieht sich zu einer verächtlichen Fratze.

»Ich wusste, dass es ein Fehler ist, dich so lange in der Schule zu lassen. Da kommst du nur auf merkwürdige Ideen. Medizin, pah.« Er lacht noch einmal. »Das ist deine Schuld. Abitur für Mädchen, was für eine Verschwendung.« Jetzt sieht er meine Mutter mit wutverzerrter Miene an, die die Augen niederschlägt. Ich hasse es, wenn er sie so kleinhält. Auch wenn meine Mutter mir gegenüber nicht besonders liebevoll ist, hat sie das nicht verdient. Das hat niemand.

»Ich bin die Beste unseres Jahrgangs«, erwidere ich und der Zorn wallt heiß in mir auf, schüttelt mich beinahe. Wie immer, wenn *er* auch mich kleinzuhalten versucht.

»Umso besser. Dann wirst du deine Ausbildung verkürzen können und verdienst schneller dein eigenes Geld. Dann liegst du mir nicht mehr auf der Tasche. Die Eishockey-Ausrüstung deines Bruders ist teuer genug.«

»Ich werde keine Ausbildung machen. Ihr könnt mir das Studium nicht verbieten.« Der Protest kommt mir nur

stockend über die Lippen. Mein Herz schlägt mir bis zum Hals, als mein Vater mit seiner Hand ausholt. Ich taumele einen Schritt zurück. Das ist eine Grenze, die er noch nie überschritten hat. Zumindest mir gegenüber nicht. Bei meiner Mutter bin ich mir da nicht so sicher.

»Was glaubst du eigentlich, wer du bist, Fräulein?« Seine Hand zittert in der Luft. Mir ist schlecht. Ich würde mich lieber übergeben, als ihm zu antworten. Trotzdem straffe ich meine Schultern.

»Ich bin Theresa Maria Huber und ich werde bald achtzehn. Das heißt, ihr könnt mir dann nichts mehr verbieten. Schon gar nicht, etwas zu studieren. Und vorschreiben, was ich machen soll, könnt ihr mir auch nicht mehr. Ich werde Medizin studieren, Ende. Mir ist es egal, was ihr davon haltet. Ich werde das auch allein ...« Die Ohrfeige meines Vaters trifft mich, bevor ich den Satz beenden kann. Er ist schnell. Obwohl sie nicht fest ist, wird mein Kopf zur Seite geschleudert. Der Schmerz treibt mir Tränen in die Augen. Die Fläche, wo seine Hand aufgekommen ist, brennt wie Feuer. Ich warte einen Moment, ob er fertig ist. Dann richte ich mich trotzig auf. Ich sehe ihm fest in die Augen und lege meine ganze Abscheu in diesen Blick, während ich mit den Fingern vorsichtig die Stelle berühre, wo er mich getroffen hat.

»Du kannst mich so oft schlagen, wie du willst. Wahrscheinlich sollte ich lieber Jura studieren, um dich zu verklagen. Aber ich werde Ärztin.« Meine Stimme zittert, als ich das sage. Aber ich weiche keinen Schritt mehr zurück, selbst dann nicht, als er seine Hand erneut hebt. Ich sehe auch nicht zu Boden, sondern stehe mit hoherhobenem Kopf vor ihm. Als der Schlag ausbleibt, drehe ich mich um und gehe in mein Zimmer. Das leise Schluchzen meiner Mutter begleitet mich.

# DER WIKINGER

(THERESA)



Oktober 2026

»Auf gehts«, sporne ich mich an, während ich eine widerspenstige Strähne zurück an ihre Stelle in die Flechtfrisur stecke. Dann atme ich einmal tief ein, presse meine Zähne fest aufeinander und lasse die Luft lautstark entweichen. Meine Muskeln protestieren bereits, bevor ich meine Finger fest um die Henkel der ineinander gestapelten Bierkrüge schließe und das Gewicht mit einem Ruck nach oben stemme. Sie wissen, was sie erwartet, da ich diese Bewegung in den letzten zwei Wochen und auch heute schon unzählige Male ausgeführt habe. Fest drücke ich die Last an mich, um meine Hände zu stützen. Als ich spüre, dass das Gewicht richtig ausbalanciert ist, laufe ich zügig los.

Dabei nehme ich die klirrenden Bierkrüge, die zugeschrien Bestellungen hinter dem Tresen oder das Geplauder meiner Kollegen, die hinter mir warten, nur noch am Rande wahr. Hier im Gang vor der Schanktheke ist es immer voll und laut und ich bahne mir aufmerksam meinen Weg durch das Gedränge. Trotzdem ist es bis jetzt sogar ein eher ruhiger Tag. Der große Andrang wird nach

dem Tischwechsel kommen, wenn die Abendgäste eintrudeln.

Ich schiebe mich durch die Menschenmassen in ihren bunten Trachten und achte auf die Nummern der Boxen, an denen ich vorbeieile. Heute bin ich im mittleren Teil des Zeltes eingesetzt, in der Nähe der Blaskapelle, die gerade den Wiesn-Hit vom Vorjahr spielt.

»Obacht!« Ich schreie den Betrunkenen, der mir entgentorkelt, mit heiserer Stimme an. Die zwei Wochen, in denen ich mich in dem Lärm der Wiesn bemerkbar machen musste, haben ihre Spuren hinterlassen.

Der Mann sieht mich aus glasigen Augen verständnislos an, bis sein Blick meine Oberweite trifft. Als er seinen Kopf wieder hebt, verzieht sich sein Mund zu einem schmierigen Grinsen. Ich kenne diesen Blick, habe ihn allzu oft gesehen.

»Schneewichen?«, fragt er lallend. Ich seufze genervt. Auch das höre ich nicht zum ersten Mal. Meine schwarzen Haare, meine blasse Haut und die vollen roten Lippen schreien förmlich nach diesem Vergleich, nur dass ich blaue Augen habe. Innerlich fluche ich. Ich habe keine Zeit für einen aufdringlichen Gast.

Meistens ist es bei den Betrunkenen besser, direkt deutlich zu werden. Daher entgegne ich in meinem tiefsten Bayrisch: »Na, i bin da bäs Woif – und jetz' schleich di!« Entgegen der allgemeinen Meinung, die Bayern könnten kein Hochdeutsch sprechen, bin ich dieser Gabe sehr wohl mächtig. Aber die meisten Touristen kann man mit dem Dialekt abschrecken; zumindest ist das meine Erfahrung. Rasch schiebe ich mich mit dem Rücken zu dem Typen gewandt an ihm vorbei. Lieber riskiere ich eine Hand an meinem Hintern als in dem Bier, auf das meine Gäste warten. Alles, was ich

nicht verkaufen kann, geht zu meinen Lasten, sobald ich die Bestellungen ins System gebucht habe. Das ist mein Risiko. Wir vom Servicepersonal gehen erst einmal in Vorkasse. Wenn ein falsches Essen dabei ist oder heruntergefallene Maßkrüge zerbrechen, bekommen wir unser Geld dafür eben nicht vom Gast wieder. Mal ganz abgesehen vom Trinkgeld, das einem flöten geht, wenn die Gäste zu lange warten müssen.

Der Typ behält seine Finger zum Glück bei sich und ich eile weiter. Das Gewicht zerrt an meinen Muskeln. Meine Handgelenke schmerzen, obwohl ich Stützbandagen trage. Ich bin Antonia, unserer Omi im Team, immer noch dankbar für diesen Tipp. Sie hatte mich in meiner ersten Saison unter ihre Fittiche genommen. Damals war ich gerade neunzehn und musste mein Medizinstudium finanzieren. Mittlerweile ist es meine zwölfte Saison.

Obwohl ich vor der Wiesn meinen Antrag auf Anerkennung als Fachärztin bei der bayrischen Landesärztekammer gestellt habe und diesen Abschluss bald in der Dirndltasche habe, kann ich mir ein Leben ohne das Oktoberfest schlicht nicht vorstellen. So geht es vielen im Team. Wer einmal drin ist und sich nicht völlig unfähig anstellt, bleibt – und das, obwohl es ein Knochenjob ist. Ein bisschen verrückt? Vielleicht. Aber ich liebe diese besondere Stimmung, wenn Gäste aller Nationalitäten meist friedlich zusammen feiern. Und mein Team ist für mich mehr Familie, als es meine Eltern sind. Das Geld, auf das ich mittlerweile nicht mehr angewiesen bin, ist ein netter Nebeneffekt, mit dem ich meine Schulden bezahlen konnte.

Als ich an meiner Box ankomme, erkenne ich den blonden Typen wieder, der mir bei der Bestellung vorhin zugezwün-

kert hat. Bei ihm habe ich im Gegensatz zu dem Schneewittchen-Nuschler nichts dagegen. Er ist wirklich hot, hotter, am hottesten. Bei näherer Betrachtung ist er auch nicht so geschniegelt wie ursprünglich angenommen. Seine dunkelblonden Haare sind etwas länger. Einzelne Strähnen stehen von seinem Kopf ab, weil er immer wieder mit seinen Händen durchstreicht. Es sieht aber nicht unordentlich aus, sondern irgendwie lässig gestylt. Der Dreitagebart lässt sein Gesicht markant wirken. Er hat etwas von einem Wikinger.

Kurz lasse ich meinen Blick zu seinen großen Händen und segnigen Unterarmen wandern, die von dem hochgekremelten blau karierten Trachtenhemd betont werden. Diesen Luxus gönne ich mir, bevor ich mich wieder auf meinen Job konzentriere.

Mit dem Fokus auf den Tisch, damit keiner die Krüge umschmeißt, stelle ich meine Last ab. Unauffällig schüttele ich die Hände aus und trockne sie an der Schürze meines Dirndls ab. Da alle das Gleiche bestellt haben, ist es schnell verteilt und ich sehe hoch. Der Wikinger lächelt mich erwartungsvoll an. Die Grübchen, die sich in seinen Wangen zeigen, nehmen seinem Gesicht das Kantige. Er sah vorher schon unfassbar heiß aus, aber jetzt verschlägt es mir den Atem. Das ist nicht sein fucking Ernst und sollte verboten werden. Niemand sollte solche Grübchen erlauben, weil sie dazu führen, dass sich meine Mundwinkel automatisch anheben. Mein Lächeln ist deutlich breiter als das für andere Gäste, von denen ich mir ein großzügiges Trinkgeld erhoffe.

Ich will gerade ansetzen, ihm zu sagen, wie viel es macht, da nimmt er meine Hand in seine. Er hält sie fest, einfach so, während er mit seiner anderen einige Fünzfzigeuroscheine in meine geöffnete Handfläche legt. Mein Körper prickelt, als er

mit seinen schwieligen Fingern über meinen Handrücken streicht. Ohne einen klaren Gedanken fassen zu können, starre ich ihn an. Erst als er zu sprechen beginnt, merke ich, dass mein Mund offen steht. Hastig schließe ich ihn.

»Danke, das stimmt so«, sagt er mit starkem amerikanischen Akzent. In seinen blauen Augen funkelt es herausfordernd, fast vergnügt. Sein Blick ist zu intensiv, zu intim. Rasch zwingt er mich, den meinen von ihm zu lösen. Blöderweise bleibt er an seiner riesigen Hand hängen, die meine sanft um das Geld zusammendrückt. Das macht es nicht besser. Zu sehen, wie meine Finger von seinen umschlossen werden, löst ein Kopfkino aus, das ich nur schwer einfangen kann. Bilder von eng umschlungenen, schweißgebadeten Körpern, seine Hände mit meinen verschränkt, während der Wikinger mich mit seinen Lippen erkundet. Ich schlucke hektisch und ermahne mich stumm, ihn wieder anzusehen.

»Danke schön.« Meine Stimme krächzt, als mir wieder einfällt, was er gesagt hat. Trotzdem lässt er meine Hand nicht los.

»Wie heißt du, Süße?«

*Süße?* Ernsthaft? Wie ich diese Bezeichnung doch hasse. Es gibt nichts Unpersönlicheres als diesen inflationär genutzten Kosenamen. Ich fühle mich damit beliebig, ja austauschbar. Und schon gar nicht als emanzipierte Frau ernst genommen. Normalerweise hätte er schon eine passende Antwort bekommen. Aber nichts ist normal an diesem Typen. Seine Präsenz nimmt mich nach wie vor ein. Was sonst einen Wutanfall kleinen Ausmaßes in mir auslöst, lässt mich jetzt wieder dümmlich lächeln. Was stimmt nur nicht mit mir? Kann jemand mein Hirn einschalten?

Nur mit Mühe unterdrücke ich den Impuls, selig zu seufzen, weil er mich *Süße* genannt hat. Wäre meine Hand frei, würde ich sie mir fest gegen die Stirn klatschen, damit meine Gehirnwindungen wieder richtig arbeiten. Wenn ich das jetzt mit der anderen Hand täte, sähe es vermutlich aus, als wäre ich nicht ganz zurechnungsfähig. Scheinbar bin ich das auch nicht, denn bevor ich nachdenken kann, antworte ich ihm: »Resi.«

Mit seinem Daumen streicht er weiterhin über meine Haut. Mein Körper prickelt in Erwartung von mehr. Obwohl ich bis eben dachte, mir könne nicht noch wärmer werden, steigt Hitze in meine Wangen. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie Antonia mit einer Bestellung auf mich zukommt. Die offensichtliche Sorge in ihrem Blick holt mich in die Realität zurück. Vermutlich denkt sie, der Wikinger würde mich belästigen. Sie ist einfach zu gut für diese Welt. Bei hartnäckigen Gästen helfen wir uns gegenseitig, bevor wir die Security rufen. Das Problem ist: Er tut nichts, was ich nicht selbst will. Als ich meine Hand bewege und ihm entziehen will, lässt er sie sanfter, als ich es ihm zugetraut hätte, los.

Vom anderen Ende des Tisches ruft ihm jemand etwas zu. Erst mit Verzögerung realisiere ich, dass ihn jemand auf Englisch daran erinnert, Essen bei mir zu bestellen. Weil Cole, wie er gerade genannt wurde, der Einzige sei, der diese fucking deutschen Begriffe aussprechen könne. Jetzt habe ich auch einen Namen für meinen Wikinger. *Cole*. Ich lächele ihn an, als er seine Bestellung aufgibt.

»Wir hätten gerne noch zehnmal das Schnitzel-Menü mit dem Vorspeisenbrett.« Bei seiner Aussprache lächele ich noch breiter als eben, weil sein Akzent selbst das Wort Schnitzel viel zu sexy klingen lässt. Bevor ich etwas sage, was

ich hinterher definitiv bereuen werde, sammle ich die leeren Krüge ein, die auf dem Tisch stehen. Gerade als ich gehen will, streift seine Hand kurz meine.

»Wir sehen uns, Resi.« Seine tiefe Stimme klingt wie ein Versprechen und nicht wie eine Verabschiedung.

*Du bist für seinen Tisch zuständig, du Intelligenzbolzen,* erinnere ich mich. Da müsste er jetzt schon das Zelt verlassen, damit ich ihn nicht mehr wiedersehe. Aber ich bin mir sicher, dass er es anders gemeint hat. Ein leichtes Kribbeln breitet sich in meinem Körper aus. Meine Schritte sind so unbeschwert und beschwingt wie seit dem Beginn der Wiesn nicht mehr. Bevor ich zu weit weg bin, drehe ich mich noch einmal zu ihm um. Mein Herz macht einen kleinen Freudenhüpfer, weil sein Blick immer noch auf mir ruht.

# MAXIMS MAXI

(COLE)



Ein kräftiger Schlag auf meinen Rücken lässt mich ein wenig Bier verschütten. Gedankenverloren habe ich den Krug in der Luft gehalten, ohne daraus zu trinken. Stattdessen habe ich versucht, *sie* nicht aus den Augen zu lassen, obwohl das im Gedränge der Menschen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Diese elfenhafte Kellnerin, deren kurze Berührung Reaktionen in meinem Körper ausgelöst hat, die ich lange verdrängt habe. Ich muss sie unbedingt wiedersehen.

Resi, der Name passt nicht zu diesem perfekten Geschöpf. Das ist so typisch deutsch. Ein Name, den ich mit diesem uralten Traktorlied verbinde. In meinen Gedanken nenne ich sie daher Loreley. Was passt besser als eine deutsche Sagenfigur, die aufgrund ihrer Schönheit den Männern den Verstand raubt? Tatsächlich sieht sie ein wenig aus wie die Schauspielerin der Tochter aus der *Gilmore Girls*-Serie. Ja, Loreley wäre passender für sie als Resi. Sollte sie den Namen oder die Serie nicht mögen, ist das sowieso eine *Red Flag*. Ich schüttelte den Kopf. Was mache ich mir darüber eigentlich Gedanken? In

drei Tagen geht mein Flieger nach Prag und wer weiß, wann ich wieder nach München komme.

Ich werde erneut angestoßen. »Erde an Cole, bitte kommen.« Mein Kumpel Matt sieht mich interessiert an. »Was war das denn?«, fragt er. »Hat dich der Blitz getroffen, oder warum bist du so erstarrt?« Er lacht herzlich und verschüttet dabei etwas aus seinem eigenen Maßkrug.

»Das eben war mein Schicksal«, erwidere ich zögernd. Vermutlich sehe ich wirklich unzurechnungsfähig aus. Matt starrt erst mich, dann Maxim mit offenem Mund an.

»Du bist ein hoffnungsloser Fall.« Maxim seufzt. In all den Jahren, die ich ihn seit unserer ersten gemeinsamen Saison als Rookies kenne, hat sich sein ausgeprägter russischer Akzent nicht verbessert. »Und ich dachte, du wärst mittlerweile geheilt.«

»Oh, das bin ich, mein Lieber. Ich werde mich nie wieder auf etwas Festes einlassen. Das heißt aber nicht, dass man nicht träumen darf.« Gerade will ich nicht an Christie und das Drama denken, das hinter mir liegt. »Und jetzt sei netter zu mir; immerhin habe ich meine Termine so gelegt, dass wir uns sehen können, und diese Runde Bier spendiert.«

»Wie gut, dass ich mich pünktlich verletzt habe und mitkommen konnte.« Maxim verzieht das Gesicht zu einer Grimasse.

»Eigentlich würde ich sagen, tut mir leid. Aber dazu freue ich mich zu sehr, euch zu sehen.« Matt hebt wie auf Kommando seinen Maßkrug zum Anstoßen.

»Auf unsere *Hammer Legion*.« Wir stoßen an und ich trinke gierig. Ich habe schon lange kein deutsches Bier mehr getrunken. Das mag daran liegen, dass ich viel zu lange nicht mehr

hier war. Außerdem trinke ich kaum noch etwas. Dafür ist mein Leben zu stressig geworden. Ich bin mehr unterwegs, als dass ich zu Hause bin. Dass ich heute mal Job und Vergnügen verbinden kann, ist eine glückliche Fügung. Matt hat mich angerufen und mir erzählt, ich müsse mir einen Spieler seines Vereins anschauen. Wenn Matt meint, dass der Junge etwas für die NHL ist, ist da üblicherweise etwas dran.

Maxim, Matt und ich waren damals eine Sturmreihe bei den *Denver Blizzards*. Eine, vor der unsere Gegner gezittert haben. Wir waren so stark und erfolgreich, dass sie uns den Spitznamen *Hammer Legion* verpasst haben. Es war die beste Zeit in meinem Leben. Wir drei waren damals eine Einheit und auch jetzt, sechs Jahre nach dem Ende meiner Profikarriere, weiß ich, dass sie alles für mich stehen und liegen lassen würden, sollte ich sie brauchen. So wie sie es schon einmal getan haben. Und so, wie ich es für sie tun würde. Auch wenn sich unsere Wege mittlerweile getrennt haben, unsere Jobs stressig und Ehefrauen gekommen und gegangen sind – wir haben uns nie aus den Augen verloren. Eine echte Männerfreundschaft, und so viel mehr. Brüder im Geiste.

Es war schon schwierig genug, sich in den USA zu treffen, aber seit Matt diesen Trainerjob in München angenommen hat, ist es eine echte Katastrophe. Ausgerechnet Deutschland. Wenn es ein anderer gewesen wäre, der mich wegen eines Talents angerufen hätte, hätte ich direkt wieder aufgelegt. Ich habe mir einst geschworen, nie wieder freiwillig einen Fuß in dieses Land zu setzen, sollte ich nicht unbedingt müssen. Denn wenn ich kann, mache ich einen Bogen darum. Diesmal war die Sehnsucht nach meinen Kumpels jedoch größer als meine Abneigung. Unser letztes Treffen ist viel zu lange her.

Als feststand, dass Maxim es auch nach München schafft, habe ich meine Flüge umgebucht und Deutschland als Zwischenstation meiner aktuellen Dienstreise eingeschoben. Wer weiß, wie lange es sonst wieder gedauert hätte, bis wir uns alle sehen.

»Erzähl mir von dem Jungen«, fordere ich Matt auf.

»Nichts da. Wir reden jetzt nicht über die Arbeit. Du hast morgen genug Zeit, ihn dir anzuschauen. Heute ist nur für uns reserviert.« Matt sieht entspannt wie schon lange nicht mehr aus. Ich brumme unwillig. Auch wenn sie mir gefehlt haben, graut es mir vor Fragen, die zu persönlich sind. Fragen, die mich dazu bringen, über Sachen nachzudenken, die ich vergessen will. Ich bewundere Matt. Er ist schließlich derjenige von uns, der die letzten Monate durch die Hölle gegangen ist. Zu sehen, dass er zumindest auf den ersten Blick wieder der Alte ist, beruhigt mich ein wenig.

»Morgen werde ich wegen meines Jetlags unausstehlich sein. Außerdem reden wir immer über Eishockey. Aber wie du meinst. Dann erklär mir bitte noch einmal, wieso es gerade dieses Land sein musste. Hätte es nicht gereicht, nach Kanada zu gehen?« Ich sehe Matt erwartungsvoll an. Tatsächlich habe ich die Frage nicht nur einmal gestellt, als ich von seinem Plan gehört habe. Ich kann verstehen, dass man Abstand braucht, wenn die ganze Welt auseinandergebrochen ist, aber gleich ein anderer Kontinent mit einem riesigen Ozean dazwischen?

»In Kanada ist es mir zu kalt. Außerdem lebt da Gonscharow. Das Land ist nicht groß genug für uns beide.« Matt streicht sich kurz gedankenverloren über seine Nase, die ihm Gonscharow, auch *The Butcher* genannt, nicht nur einmal gebrochen hat.

»Was hast du auf einmal gegen Deutschland? Du hast doch Verwandtschaft hier und im Gegensatz zu uns sprichst du sogar diese harte Sprache.« Maxim sieht mich mit gerunzelter Stirn an.

Ich versteife mich. Es hätte mir klar sein müssen, dass einer es ansprechen würde. Trotzdem rast mein Herz wie in jenem Moment, als ich die Wahrheit herausgefunden habe. Aber Matt und Maxim wissen von nichts. Und sie sollen es auch nicht erfahren. Dafür bin ich noch nicht bereit, weder für mitleidige Blicke noch für Nachfragen, warum wir das nicht geahnt haben. Oder im schlimmsten Fall: Was wir jetzt machen wollen. Ich will nicht, dass sie es erfahren, weil ich auf all das keine Antwort habe.

Ich schlucke die Wut runter, die mich schlagartig zu überrollen droht, wann immer ich *daran* denke. Es ist immer noch unwirklich und trotzdem habe ich es schwarz auf weiß gesehen. Bevor ich meine Hand wieder zur Faust balle, fahre ich mit den Fingern durch meine Haare.

Ich will jetzt nicht darüber reden, nicht einmal daran denken müssen. Auch wenn es nicht ansatzweise so schlimm ist wie das, was Matt kürzlich durchgemacht hat. Ich muss alles erst einmal selbst verarbeiten. Sie werden es verstehen, zumindest hoffe ich das. Oder bin ich ein schlechter Freund, weil ich Geheimnisse vor ihnen habe?

»Der Einzige, der eine Sprache spricht, die sich anhört, als würde er gleich Kleinholz aus mir machen wollen, bist du, mein Freund. Aber nichts anderes würde zu dir passen, kleiner Maxi. Immerhin warst du unser Vollstrecker.« Ich grinse ihn herausfordernd an und Maxim enttäuscht mich nicht. Er drückt die Schultern zurück und streckt seine Brust raus, während er mich wütend anstarrt.

»Was redest du für einen Unsinn? Kleiner Maxi? Dass ich nicht lache. Falls du dich erinnerst, an mir ist gar nichts klein, schon gar nicht mein *Maxi*.« Maxim sieht mich empört an, die Wangen rot vor Zorn, und ich breche in herzhaftes Gelächter aus.

Er ist wirklich sehr empfindlich in Bezug auf seine Männlichkeit. Ein bisschen kann ich es verstehen, es gab da mal dieses eine Interview mit dieser Moderatorin aus der Kabine direkt nach dem Spiel, da war der Kamerawinkel nicht sehr vorteilhaft. An den folgenden Frotzeleien ist er aber selbst schuld. Wer nennt seinen Schwanz auch *Maxi*?

Matt hustet und lacht im Wechsel, was komisch aussieht. Er hat sich an seinem Bier verschluckt, als er meinen Kommentar gehört hat. Ich schlage ihm kräftig auf den Rücken, bis er sich wieder beruhigt.

»Es hat sich nichts geändert«, bemerkt Matt krächzend, und ich halte die Luft an. Das unbeschwerte Lachen von eben bleibt mir beinahe im Hals stecken. Alles hat sich geändert, aber das weiß Matt nicht. Ich bin das zweite Mal in meinem Leben von einer Person hintergangen worden, der ich blind vertraut habe, die ich geliebt habe. Ein drittes Mal wird mir dieser Fehler nicht passieren.

»Doch, unser Mister *Ice-Cold Walker* ist scheinbar aufgetaut und hat die Welt der Frauen wiederentdeckt. Wird auch langsam Zeit. Nicht jede Frau ist wie Christie«, erwidert Maxim. Dabei schüttelt er missbilligend den Kopf, als würde er noch immer nicht verstehen, was damals passiert ist. Mir geht es ja genauso.

Christie war meine erste große Liebe, die *eine*. Bis sie mich verlassen hat, als ich sie am meisten brauchte.

»Die Kellnerin also, hm?« Matt sieht mich mit hochgezo-  
gener Augenbraue an. Es sprechen mindestens zehn Gründe  
gegen sie. Vor allem, wenn man bedenkt, dass sie scheinbar  
öfter wen abschleppt. Aber verdammt, ich befürchte, Matt hat  
recht. Da ist etwas an ihr, das ich nicht vergessen kann.

# DER ENTSCHLUSS

(THERESA)



»Hod der Kerl di oglangt?«, fragt Antonia, als sie neben mir her wieder zur Theke eilt.

»Der hätt scho zuapacka derfa.« Ich grinse sie breit an, damit sie sich keine Sorgen macht.

»Wird a wieda amoi Zeit, Madl«, erwidert sie, legt einen Arm um meine Schultern und drückt mich kurz. Ich seufze. Wie recht sie damit hat. Es ist einfach viel zu lange her, dass ich mich mit einem Typen eingelassen habe. Dabei ist es gar nicht so, dass es keine Interessenten gäbe. Aber entweder lösen sie rein gar nichts in mir aus oder sind wieder weg, wenn sie hören, dass ich Ärztin bin. Viele meiner Verehrer haben ein Ego-Problem. Die Vorstellung, eine Frau sei vielleicht intelligenter, ehrgeiziger oder auch erfolgreicher als sie, erstickt ein zweites Date meist im Keim. Und dann gibt es noch die, die eine kostenlose medizinische Behandlung oder Diagnose wollen. Ich weiß auch nicht, warum ich immer wieder solche Typen anziehe.

Ich unterdrücke den Drang, mich umzudrehen und einen ganz bestimmten Tisch im Zelt zu beobachten. Der Wikinger ist meine Chance auf den unverbindlichen One-Night-Stand, zu dem mir bisher immer der Mut fehlte. Und ich will es, ich will ihn.

Er ist definitiv ein Tourist. Wir würden somit gar nicht erst an den Punkt kommen, an dem man die Karten offen auf den Tisch legt, um zu sehen, ob es noch ein Date gibt. Er verschwindet in seine Heimat, bevor es kompliziert wird. Keine Fragen wie: *Wer ist man? Was macht man?* und *Sind die Ernährungsgewohnheiten kompatibel?* Als ob eine mögliche Beziehung nur dann eine Chance hätte, wenn die Antworten stimmten. Ich hasse diese Phase. Es ist ein Schwanzvergleich 2.0, bei dem es auf die Größe der Testikel des Mannes ankommt, ob er gegebenenfalls eine Frau gewinnen lassen kann. Aber in diesem Fall ist das nicht notwendig. Es wird kein Date geben, schon gar kein zweites. Mal ganz davon abgesehen, dass er bestimmt nicht davon ausgeht, in mir eine Ärztin vor sich zu haben, die ihm sein Bier bringt.

Antonia und ich kommen gleichzeitig am Ausschank an. Grinsend zieht sie ihren Notizblock für die Bestellungen aus ihrer Tasche und reicht ihn mir mit einem Stift.

»Mach nix, was i aa ned mache dad«, sagt sie und ordnet bereits wieder die Maßkrüge für die nächste Bestellung, damit sie sie leichter stemmen und tragen kann.

»Frag Antonia lieber, was sie schon alles gemacht hat. Da lernen wir alle noch was«, wirft Karl ein, der hinter uns in der Schlange steht. Antonia dreht sich kurz zu ihm um. »He, ned so gschnappig – oba host scho recht.« Sie zwinkert ihm zu, dann wendet sie sich wieder mir zu. »Morgn verzählst ma fei, was ois war.« Ich muss lachen. Antonia ist schätzungsweise über sechzig, verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder. Ihr genaues Alter hat sie nie verraten. Die Vorstellung, dass sie mich über meine Bettgeschichten ausquetscht, ist gleichzeitig absurd und tröstlich. »Jetzt' beeil di, sonst geb i dem Bua mei Nummer«, sagt sie und nickt in Richtung des

Notizblockes. Lächelnd kritzele ich meine Handynummer auf einen Zettel, reiße ihn ab und stecke Antonia den Block wieder in die Tasche. Sie murmelt irgendetwas, das sich anhört wie: »Na also, geht doch.« Dann ist sie schon wieder unterwegs zu ihrer Box.

Ich falte den Zettel und schiebe ihn mir in den Ausschnitt meines Dirndls. Mister Wikinger kann sich jetzt schon freuen. Aber vorher habe ich noch ein paar offene Bestellungen. Obwohl ich auf die Toilette müsste, stelle ich mich in die Schlange der Bedienungen vor der Küchenausgabe. Pausen sind Luxus und ich werde so lange warten, bis es gar nicht mehr geht. Ich muss in der Pause auch einen kurzen Blick auf mein Handy werfen, um zu schauen, ob sich mein Bruder Leon gemeldet hat. Er wollte nach seinem Training auf die Wiesn kommen. Obwohl er zwölf Jahre jünger ist, hat er es sich angewöhnt, mich nach meiner Schicht abzuholen. Er spielt sich auf wie mein Bodyguard, was man ihm aufgrund seiner Statur auch abnimmt. Er überragt mich um einen Kopf und hat ein Kreuz wie ein Gewichtheber. Man muss schon sehr mutig sein, um es mit ihm aufzunehmen. Mutig oder dumm, denn Leon spielt Eishockey. Körperliche Auseinandersetzungen bringen ihn selten aus der Fassung. Ich kann auf mich allein aufpassen, aber bringe es nicht über das Herz, es ihm auszureden. Obwohl Leon weiß, dass ich schon hier gearbeitet habe, als er noch in die Grundschule ging. Als er klein war, habe ich immer auf ihn aufgepasst. Vermutlich ist es seine Art, sich dafür zu revanchieren. Vielleicht liegt es aber auch daran, dass er in meine Studentenbude eingezogen ist, als er für sein Abi und das Eishockeyspielen nach München gekommen ist und unsere Eltern in einem kleinen

bayrischen Dorf zurückgelassen hat. Obwohl ich mittlerweile genug Geld für eine größere Wohnung verdiene, habe ich es nie geschafft, eine zu finden, die mir wirklich gefällt. Der Wohnungsmangel und die zeitliche Belastung in der Klinik haben das Ihre dazu beigetragen.

Heute kommt mir mein Bodyguardbruder, Hashtag Mitbewohner sehr ungelegen, falls sich mit dem Wikinger etwas anbahnen sollte. Wobei ich *falls* streichen kann. Ich sollte mich eher fragen: *Wann?* Dass er Interesse hat, daran besteht kein Zweifel. Aber ob ich nach meiner 14-Stunden-Schicht, nach Bier und Essen stinkend, noch Lust auf dieses Abenteuer habe, wage ich zu bezweifeln. Normalerweise falle ich nach einer ausgiebigen Dusche nur noch ins Bett. In ein Bett, das Wand an Wand mit dem meines Bruders steht. Ein weiterer Grund, warum ich so lange abstinert war. Wer hat schon gern seinen kleinen Bruder als unfreiwilligen Zuhörer? Außerdem ist heute der letzte Wiesn-Tag. Das ist immer etwas Besonderes auch im Team des Festzelts, weil wir es zusammen feiern.

Als ich endlich an der Reihe bin, um das Essen zu empfangen, steht mein Entschluss. Sollte sich der Wikinger melden, werde ich Leon schreiben, dass ich nach Schließung des Zelts mit ein paar Kollegen noch auf einen Absacker weggehe und er nicht auf mich warten soll. Auch wenn mein Kleiner mittlerweile erwachsen ist, braucht er nicht alles zu wissen.

Mein Kollege Viktor hilft mir rasch, die Vorspeisenbrettl auf dem Tablett so zu ordnen, dass sie hoffentlich den Transport bis zu dem Tisch überstehen. Ich stöhne innerlich, dass ausgerechnet er es sein muss. Er ist einer der wenigen, die mal eine Chance bei mir hatten. Mit ihm habe ich mich sogar

auf etwas Langfristiges eingelassen. Seit unserer zweijährigen Beziehung, die genauso unspektakulär zu Ende ging, wie sie verlaufen war, versuche ich, ihm aus dem Weg zu gehen. Heute ist das leider nicht möglich. Es ist nicht so, dass ich ihn nicht mag. Er war einfach nicht der Richtige für mich. Fakt ist: Ich konnte mich noch nicht einmal richtig mit ihm streiten, weil er mir in allem immer recht gab. Bis heute. Ich meine, wer tut denn so was? Das ist doch nicht gesund. Dabei habe ich mehr als einmal versucht, ihn aus der Reserve zu locken. Wer zur Hölle lenkt bitte immer ein? Das ist so, als würde man sein Gehirn zum selbstständigen Denken bewusst ausschalten, um dem anderen zu gefallen.

Viktor scheint das anders zu sehen, denn auch jetzt sieht er mich wie ein Schaf vor einer saftigen grünen Wiese an. Ich lächele ihm so unverbindlich wie möglich zu. Nicht zu wenig, um nicht unhöflich zu sein, aber auch nicht so viel, um ihn zu irgendetwas zu ermutigen. Bloß nicht. Seinen Blick ignorierend, gehe ich tief in die Hocke, um das große Brett mit dem Essen auf meiner Schulter abzulegen und mich dann hochzudrücken. Das Gewicht ist das eine, die Balance eine ganz andere Angelegenheit. Auch nach all den Jahren ist das etwas, was ich nicht gerne mache. Zum Glück trinken die Wiesen-Besucher meist mehr, als sie essen. Während ich mir meinen Weg zurück zu meiner Box bahne, überlege ich, wie ich dem Wikinger am besten meine Handynummer zuschieben kann. Gerade fluche ich innerlich darüber, sie nicht in meine Rocktasche gesteckt zu haben. Sie aus meinem Ausschnitt hervorzuzaubern, ist nicht sonderlich unauffällig. Wobei es mir egal sein kann, wenn seine Kumpel etwas mitbekommen. Auch die werde ich *danach* nie wiedersehen. Wenn ich mich schon auf unbekanntes Terrain begeben, dann kopfüber und mit Anlauf.

Sein dunkelhaariger Freund, der links neben Cole sitzt, entdeckt mich zuerst. Er gibt Cole mit seiner Schulter einen Check und sagt etwas zu ihm. Daraufhin wendet sich nicht nur er, sondern auch der Typ ihm gegenüber mir zu. Der Dunkelhaarige kommt mir vage bekannt vor, aber ich kann ihn nicht einordnen. Ich frage mich, was die drei Männer verbindet. Mittags sind oft Firmen mit ihren Geschäftspartnern oder Mitarbeitenden auf der Wiesen, aber wie Business-typen sehen sie nicht gerade aus. Dafür sind sie zu groß und zu muskulös. Außer es ist irgendetwas im Fitnessbereich und es gehört zur Firmenphilosophie, mehr Zeit im Gym als am Schreibtisch zu verbringen. Am einfachsten wäre es, Maria zu fragen. Sie sitzt im Büro und verwaltet die Reservierungen. Aber so weit reicht meine Neugierde nicht. Gehört es nicht zu den Spielregeln eines One-Night-Stands, wenig über den anderen zu wissen?

Kurz bevor ich den Tisch erreiche, atme ich durch. Ich werde es tun. Heute werde ich über meinen Schatten springen und die Initiative ergreifen. Ich brauche diese Erlösung dringend und habe genug davon, es mir selbst zu besorgen.

Doch vorher muss ich die Bestellung servieren. Ich stelle das Tablett auf dem Tisch ab und verteile das Essen. Mein Körper führt die Handgriffe fast automatisch aus. Ehe ich weiter nachdenken kann, nenne ich die zu zahlende Summe. Als Cole mir wieder die Scheine reicht, pocht mein Herz so laut, dass selbst die Blaskapelle übertönt wird. Hektisch und schneller als der Takt der Musik klopft es in angespannter Erwartung.

Er hat mich seit dem Rempler seines Kumpels nicht aus den Augen gelassen, das habe ich gespürt. Ein herausfor-

derndes Lächeln liegt auf seinen Lippen. Meine Hand zittert, als ich das Geld entgegennehme. Er bemerkt es und umfasst sie mit seinen Fingern. Sie sind warm, rau und so groß, dass meine Hand darin verschwindet. Eine tiefe Falte zeigt sich auf seiner Stirn, als ich aufsehe. Das Lächeln ist einem besorgten Ausdruck gewichen.

»Hast du Angst vor mir, Resi?« Er betont meinen Namen so, wie es nur mit diesem amerikanischen Akzent gelingt. Und zum ersten Mal in meinem Leben klingt mein Name sexy. Wenn ich nicht so aufgeregt wäre, würde ich vor seinem Charme dahinschmelzen. Ob es ihm genauso geht?

»Ich habe nur Angst vor dem, was ich jetzt tun werde«, erwidere ich und merke, wie meine Wangen glühen und Hitze in mir aufsteigt. Warum nur ist meine Zunge manchmal schneller als mein Kopf? Bevor er mich noch etwas fragen kann, lehne ich mich nach vorne und schiebe die freie Hand in den tiefen Ausschnitt des Dirndls, um den Notizzettel herauszuziehen. Ich befreie sanft meine andere Hand aus seiner und lege stattdessen das zusammengefaltete Papier hinein. Unsere Blicke treffen sich. In seinen Augen blitzt Erkenntnis auf, aber er sagt nichts. Ich bin ihm unendlich dankbar dafür. Wahrscheinlich wäre jedes weitere Wort jetzt zu viel für meine strapazierten Nerven. Ich nehme meinen ganzen Mut zusammen und lehne mich noch ein wenig weiter vor, sodass mein Mund fast sein Ohr berührt. Tief atme ich ein, ich kann nicht anders. Er riecht verführerisch nach Zitrone und Sandelholz. Kurz zögere ich, weil *ich* vermutlich nach allem rieche, aber garantiert nicht gut.

»Meld dich, Wikinger.« Meine Stimme ist rauer als sonst. Fast erkenne ich sie selbst nicht wieder. In ihr schwingt ein Versprechen auf mehr mit. Ich staune über mich. Sogar in

meinen Ohren klingt es, als würde ich das öfter tun. Als ich in seine blauen Augen schaue, weicht sämtliche Anspannung von mir. Denn jetzt bin ich mir ziemlich sicher, dass Cole sich melden wird. Sein Blick ist durchdringend und intim. Er sieht mich an, als gäbe es nur uns beide. Uns beide und das leise Versprechen auf mehr.



